

Jeremias Gotthelf und die Bodenverbesserungen

Autor(en): **Braschler, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Vermessung, Kulturtechnik und Photogrammetrie = Revue technique suisse des mensurations, du génie rural et de la photogrammétrie**

Band (Jahr): **54 (1956)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-212675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jeremias Gotthelf und die Bodenverbesserungen

Von H. Braschler, Dipl.-Ing.

In der Galerie berühmter Schweizer (erschieden wahrscheinlich um die Mitte des letzten Jahrhunderts) lesen wir zu Beginn der Gotthelf-Beschreibung:

„Es lebte um die Mitte der Dreißigerjahre in einem Dorfe des bernischen Emmenthals ein Mann voll des Zorns und des Mitleids der Menschen um ihn her, – des Zorns über ihren Unverstand, des Mitleids über ihr Elend. Ein gewaltiger Drang war in ihm, seine Klage über die Menschheit laut auszurufen, damit ihr geholfen werde, – aber nicht nur von der Kanzel der Dorfkirche herunter, wo er Pfarrer war, sondern so, daß alle Welt es hören konnte. Und der setzte sich hin und schrieb ein Buch über die Verkehrtheit und die Noth der Leute auf dem Lande und nannte sein Buch ‚den Bauernspiegel‘.“

Albert Bitzios, geboren am 4. Oktober 1797 in Murten, gestorben als Pfarrer zu Lützelflüh im bernischen Emmental am 22. Oktober 1854, war einer der bekanntesten Schweizer Schriftsteller, unter dem Namen Jeremias Gotthelf.

Gotthelf war ein gründlicher Kenner von Land und Leuten seiner Zeit. Er kannte aber vor allem die Verhältnisse auf den Bauernhöfen, auf Groß- und Kleinbetrieben, wußte Bescheid über die Sorgen und Nöte der Landwirte, der Dienstboten und anderes mehr und schilderte sie eingehend mit einer seltenen Gründlichkeit in seinen zahlreichen Werken.

Inzwischen sind wir aus einem Bauernland ein Industriestaat geworden. Die Industrie hat sich immer weiter entwickelt und die landwirtschaftliche Produktionsfläche ist in stets zunehmendem Maße zurückgegangen. Die Industrie unseres Landes hat sich der Zeit angepaßt und ist im Laufe der Zeit modernisiert und hoch entwickelt worden.

Bei der Landwirtschaft hat sich der Fortschritt viel langsamer vollzogen, ja wir haben heute noch vielfach Verhältnisse in unserer Land- und Alpwirtschaft, die von denen vor 100 Jahren kaum wesentlich abweichen dürften.

Wie schwer hält es oft, wenn der junge Bauer seine Kenntnisse aus der landwirtschaftlichen Schule auf dem väterlichen Hof praktisch auswerten möchte? Wie oft scheitern diese doch am Widerstand des Vaters, und ist das vielleicht nicht gerade mit ein Grund der stets wachsenden Landflucht? Aber schon zu Gotthelfs Zeiten war dies der Fall. Ja nichts Neues, denn bisher ist es auch gegangen!!

Hören wir, was Gotthelf in „Uli der Knecht“ hierüber sagt, als der Knecht seinem neuen Meister Vorschläge betreffend Viehverkauf unterbreitet:

„Daheim klagte er seiner Alten bitter, wie Uli ihn drängseliert habe. Nichts sei ihm recht. Er wüfse ihm das ganze Gut z'underobis, wenn er ihn machen ließe. Und beide Ställe wolle er ihm neu besetzen. Er merke aber das Bürschli wohl und wolle es ihm reisen. So Einer, der keine Hand breit Land hätte, wolle, wie man ein Gut werche, besser wissen als Einer, dessen Ätti und Großätti schon vornehme Bauern

gewesen seien. Das sei ein Hochmut in den Leuten vom Tüfel; es sei gar nicht mehr dabei zu sein. – Als er nun insbesondere erzählte, um was ihn Uli drängeliert, so sagte seine Alte: „Bauren hin, Bauren her; aber wenn mancher nur halb so witzig gewesen wäre, als mancher Knecht ist, so wäre er d's Halbem reicher und sein Hof trüg ihm noch einmal so viel ab.“

So tönt es nun sicher auch noch heute da und dort und nicht nur einem Knecht, sondern auch einem Sohne gegenüber.

Sogar über rationelle Arbeit und die Verbesserung des Bodens wußte Gotthelf Bescheid. Geben wir ihm wieder in „Uli der Knecht“ das Wort:

„Indessen war vergnüglich eingeherstet worden; denn wieder hatte man früher angefangen als andere. Nichts mußte unter dem Schnee hervorgeholt werden; man fand Zeit, bei schlechtem Wetter unter Dach zu bleiben, und fand dort auch immer Dinge zu thun, welche die Arbeit draußen förderten. Das Wetter mache freilich viel, sagte die Mutter; aber sie wisse Herbst, wo das Wetter noch schöner gewesen sei, und doch sei man später fertig geworden und habe nicht so viel angesäet und nicht so viel Mist auszuthun gehabt. Da sehe man, daß man selbst auch etwas zwingen könne. Freilich, wenn das Wetter darnach sei, so könne man nichts zwingen (im sechszehner Jahr stund der Hafer noch um Weihnacht draußen); aber sie wisse Leute, die nicht fertig würden, und wenn der Herbst bis Fasnacht dauern würde. Die meinten, es sei eine Sünde, wenn sie nicht etwas den ganzen Winter draußen ließen, Kartoffeln, Rüben, Rübli, oder sollten es nur die Bohnenstecken sein.

Die Matten kamen in Ordnung. Gräben, Wühre wurden aufgethan, der gewonnene Schlamm aufs Land geführt, ja Uli schlug sogar noch das Tönen vor in der nassen Matte. Tönen sind nämlich tiefe Graben im Boden, die nachher wieder zugedeckt werden, welche das Wasser sammeln und abführen, so daß die Oberfläche austrocknet und fruchtbar wird. Solchen Tönen hat man viele tausend Jucharten gutes Land zu verdanken, und noch viele könnten sie gut machen. Freilich können sie nur da angewendet werden, wo Fall ist.“

Wie eindringlich warnt aber in „Geld und Geist“ unser Pfarrherr in Lützelflüh gegen die Bodenzerstückelung, als der aufgeschlossene Bauer Christen mit dem reichen, geizigen Dorngrütbauer über die Verlobung von Sohn und Tocher verhandeln.

„Das hätte sich hier nicht nötig, sagte Christen, und gebe nur unnötige Kosten. Wie recht, komme der Hof dem Jüngsten zu, niemand hätte etwas darwider, und z'viel zu geben, werde ihm kein Mensch zumuten. Es sei Landsbrauch, daß die Höfe beisammenblieben, und so müsse es auch sein. Wenn man die Höfe verteilen wollte, so wäre ds Buren us, und alles ginge z'grund. Man könnte keinen Zug mehr haben, hätte auf die mageren Büggel keinen Aufzug (Gras aus Matten, die man nicht zu düngen braucht), mehr, die Heimet würden ermagern und die Leute dazu. Alles wollte nur am Land hängen, und wie es mit den kleinen Heimeten gehe, sehe man gut. Sie vermöchten weder sich noch ihre Besitzer zu erhalten; die meisten, welche nicht Geld außerhalb des Hages zu nehmen wüßten, gingen ja auf solchen Kühheimetlene zugrunde. Unser Amtsrichter hat erst letzthin brichtet, es sei ein Land, man sage ihm Irland, dort gehe es strub, und mehr als die Halben stürben Hungers, und das komme alles von der Verteilung des Landes, wo eine Haushaltung nur soviel hätte und zwar nur pachtsweise, daß sie dabei in

guten Jahren weder recht leben noch recht sterben könnten, sondern so zwischen inne plampeten wie der Kalle in der Glocke, in schlechten Jahren aber Hungers sterben müßten, wie im Herbst die Fliegen. Nein, so ist es bei uns gottlob nicht, da bleibt das Land noch beieinander, daß es sich und eine rechte Familie ernähren kann. Und wo öppe rechte Kinder sind, da gibt es beim Teilen nicht Streit, und keins begehrt zu viel heraus. Es weiß öppe jedes, was so auf einem Hof alles auszurichten ist, und keins begehrte den Ort, wo es daheim gewesen, zu zerstören, sondern jedes hat Freude daran, wenn es ein rechter Bauernort bleibt, wie von alters her, und öppe auch in der Familie, daß ihn der Jüngste nicht zu verkaufen braucht.“

Allerdings wollen wir heute gerade mit den Güterzusammenlegungen die Kleinbetriebe aufrüsten und sie durch öffentliches oder privates Pachtland zu existenzfähigen Betrieben gestalten. Aber auch über die Güterzusammenlegung weiß unser markanter Schriftsteller aus dem Emental Bescheid.

In „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ müht sich der Dorfpfarrer mit seinen Bauern vergeblich ab, ihnen den Blick für den Fortschritt zu weiten. Hören wir, was Gotthelf hierüber schreibt:

„Mit den Gytiwylern bin ich am Hag und weiß gar nichts mehr mit ihnen anzufangen. Als ich sie zuerst sah, freute ich mich der Hoffnung, da den rechten Boden für alle möglichen Verbesserungen zu finden. Der Boden vortrefflich, die Eigentümer reich, wenig Lasten, und dazu sahen sie so stattlich und verständig aus, daß ich lauter Kleinjoggs in ihnen erblickte. Ich kam mit einer Hutte voll Verbesserungen im Kopf und dachte, am klügsten sei es, mit dem anzufangen, was dem Landmann am nächsten liegt. Ich machte mich traulich an meine Gytiwyler, beklagte sie wegen ihrer zerstreuten Äcker, wegen ihres Moores, sprach ihnen von Mergel, Teichen, neuen Pflügen usw. Ich bot ihnen meine Dienste an zu Vermessungen ihrer Äcker, damit sie zusammen tauschen, jeder sein sämtlich Land in ein Stück bringen könne. Das würde so kommode Höfe geben, darauf könnten sie dann ihre Häuser bauen, auf alle Fälle viel leichter arbeiten. Sie hörten mir mit weiten Augen zu, ich meinte gar andächtiglich, aber sagten nichts. Als sie immer nicht anfangen wollten, trotzdem daß ich immer brichtete und ich immer ungeduldiger in sie drang, sagte mir endlich Einer: ‚Loset, Herr Pfarrer, mit dem löt is rühig, darus git’s nüt; u die Lüt, wo selligs i d’ Bücher schrybe, sy nit geng halb so witzig, as me glaubt, u wüsse selber mengisch nüt vo dem, wo si schrybe.‘ Es seien die Felder verschieden, wollte er mir erklären, das eine trüge dies lieber, ein anderes etwas anderes; auf dem einen sei Wasser, auf dem andern keines. Was für Kosten das Tauschen bringen würde und vollends das Bauen? Und wenn man nicht bauen wolle, wer wollte dann alle seine nähern Stücke Land weggeben und an den Enden eines Feldes all sein Land zusammenbringen? Da würde man ja weit mehr Zeit verlaufen, als jetzt. Das müßt’ ihm ein lustig Grasen und Bohneng’winnen und Kabisb’schütte geben. Und wenn Einer auch bauen wollte, was sollte er machen, wenn er kein Wasser habe, kein Klee-land, keine Bäume? Da löt ume lugg, Herr Pfarrer! sagte er. Aber das ärgerte mich, daß sie nicht glauben wollten, was doch so deutlich geschrieben stand; daß sie nicht versuchen wollten, was doch so leicht schien. Ich fing nun selbst an zu bauen, ließ fahren, düngen, Teiche graben, Mergel suchen usw. und demonstrierte den Menschen des langen und breiten vor, wie großen Gewinn das gebe. Sie sahen

mir zu, rührten sich nicht, lächelten auf den Stockzähnen, und am Ende mußte ich das Bauen aufgeben, wenn ich nicht einen Lump abgeben wollte. Ein Einziges guckten sie mir ab: sie ließen nach und nach größere B'schüttlöcher machen und leerten sie immer fleißiger.

Da war auch nicht der fernste Trieb zu erwecken, daß Einer mehr zu wissen begehrte als er wußte oder als der Andere. Sie hielten auf einander mit unbändigem Eifer, wer am meisten Land, am meisten War, am meisten Garben, den schönsten Zug und den größten Misthaufen hätte; aber für alles Andere hatten sie keinen Sinn und lachten mich natürlich aus; ließen mich aber machen, da mein Treiben sie mehr lächerte als belästigte. In die Predigt kommen sie fleißig am Sonntag und sitzen stattlich da; allein ich habe noch nie gemerkt, daß eine Predigt sie angerührt hätte, außer wenn sie glaubten, ich stichle auf sie. Wenn sie pünktlich den Zehnten zahlen, so machen sie dem lieben Gott des Sonntags auch fleißig ihre Visite, damit er den Regen nicht spare und die Sonne nicht; jedes zu seiner Zeit.“

So lernen wir Jeremias Gotthelf als scharfen Beobachter und trefflichen Schilderer der Menschen und Zustände auf dem Lande kennen.

Nicht nur der Bauer auf Groß- und Kleinbetrieb, sondern auch der Pfarrer und Jurist, der Amtsmann und der Krämer, der Wirt und der Politiker, der Händler und der Arzt, kurz, alle finden in diesem von schweizerischer Eigenart getragenen Werke eine reiche Fundgrube über alle Gebiete, sogar über das militärische Drillen und die Schußabgabe des damals üblichen Steinschloßgewehres mit Pulverpfanne und Zündloch!

Im Jahre 1954 jährte sich zum 100. Male der Todestag dieses großen Schriftstellers. Das Gotthelfjahr hat sicher manchen wieder zum Lesen dieser Bücher angeregt. Möge es auch in Zukunft uns immer wieder veranlassen, die Bücher dieses Mannes eigener Prägung zur Hand zu nehmen und uns darin zu vertiefen.

Ableitung des Triangulierungsnetzes erster Ordnung aus dem Netz dritter Ordnung

In Ungarn wird ein neues Triangulierungsgesetz höherer Ordnung ausgearbeitet.

Arbeitsplan: Längs der Landesgrenzen wird eine Kette von Dreiecken erster Ordnung gelegt und der nördliche und südliche Zug der Kette durch eine zwischen Donau und Theiß gelegte Zwischenkette miteinander verbunden. Nach Fertigstellung dieser Kette werden die beiden durch die Ketten umschlossenen Landesteile mit einem Netz höherer Ordnung ausgefüllt. Die Legung des Ausfüllnetzes gemäß der klassischen Methode (sukzessiver Ausbau von Netzen I., II. und III. Ordnung) erfordert eine große Arbeitsleistung. Mit den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften und der vorhandenen Ausrüstung ließe sich diese Arbeit nur im Laufe von Jahrzehnten ausführen. Auch der Materialbedarf wäre überaus groß. Nun ist aber die baldige Fertigstellung eines zeitgemäßen Triangulierungsnetzes eine wirtschaftliche Notwendigkeit, wobei ein